

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 306.

Montag, 7. November

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

33. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Erlaube, Jutta, ehe du weiter sprichst“, warj er ein. „Auf dieser Konferenz handelte es sich in der Tat um die Wiederverheiratung deiner Mutter, aus — nun, aus zwingenden Gründen. Du weißt es ja. Da haben sich Casylus und Bürgli ihr sofort zur Verfügung gestellt.“

„Und haben laut schriftlicher Erklärung bald darauf die Absicht aufgegeben.“

Er staunte. „Ja aber, warum denn, warum denn?“

„Das kann ich dir nicht sagen. Ich weiß nur, daß es so ist.“

„Und erst waren sie Feuer und Flamme, die beiden!“

„Das Feuer ist kutsch, es flammt nicht mehr.“

Döhler drückte sein Kind fester auf den Schoß. Er schüttelte den Kopf. „Versteh das der Deubel!“ sagte er.

„Abgeschnappt! Robuste Kavaliere!“

„Sie werden stichhaltige Gründe für ihren Rückzug haben.“

„Mag sein! Aber daß ich Stellvertreter sein soll, ist hoffentlich nur ein Scherz von dir.“

„Nein, Papa, voller Ernst. Mutter muß unbedingt wieder heiraten, sonst schneidet ihr der Großvater alle Subsidien ab — und enterbt sie — und was weiß ich! Und zwar soll ihr vierter Mann ein verständiger Mensch sein und den Erlenhof bewirtschaften lernen. Alles genau geregelte Wünsche Großpapas — ein paar Kleinigkeiten kommen noch dazu. Ich bin überzeugt, daß du dem alten Herrn herzlich willkommen sein wirst, du hast dich ja immer ganz gut mit ihm verstanden — er ist den Achtzig nahe und kann sich nicht mehr so recht um all das kümmern, was er geschaffen hat. Er möchte den Erlenhof in treue Hände legen. Und ist der nicht auch ein Stück meiner eigenen Zukunft? Ich würde glücklich sein, könnte ich da mit euch zusammen hausen. Ich bin nun einmal kein Großstadtkind. Ich bin als Schweizer Mädel an frische Luft gewöhnt.“

„Du machst mir wahrhaftig den Kopf warm, Jutta. Vor allen Dingen hat deine Mutter doch auch ein Wort mitzusprechen. Ich bin nicht mehr jung genug zu einem Kniefall. Ich habe mich mit Grittie wieder vertragen und stehe auf freundschaftlichem Fuß mit ihr, würde auch für sie sorgen, soweit es meine Kräfte erlauben, wenn ihr Vater wirklich seine Drohungen wahr machen sollte. Aber heiraten — frag' sie doch mal, ob ich der Geeignete für ihre vierte Ehe sein könnte! Ich bin ihr viel zu trocken und langweilig. Ich könnte den Wirbelwind auch nicht auf dem Erlenhof festhalten.“

„Sie wirbelt nicht mehr. Aber freilich, so ganz traue ich ihr auch heute noch nicht. Sie weiß, daß sie vor einer Entscheidung steht. Wird sie die rechte finden?“

„Jutta wurde lebhafter. Wieder küßte sie den Vater. „Papa, es versteht sich, daß du nicht von neuem um sie anhalten kannst. Das müßte ich einzurenken suchen. Und wetten wir, daß es mir gelingt?“

Döhler stellte seine Tochter auf ihre Beine. „Geh zu Bett und schlaf dich aus“, sagte er. „Unser Schwag war plästerlich, aber damit genug. Gute Nacht, Liebling.“

Sie schliefen beide nicht allsgleich ein. Jutta wälzte sich von der rechten auf die linke Seite und umgekehrt und sah immer nur Casylus vor sich. Der Zündstoff, den er in ihr sündlos verlangendes Herz geworfen hatte, ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Und doch wollte sie Ruhe haben — sie zürnte ihm nicht, o nein, sie spürte seine lockenden Bedruse in aller Tiefe und fühlte ein stürmisches Erwachen in Fibern und Sinnen und die ganze Poesie des Geliebtwerdens in ihrer Stimmung und Unstimmigkeit. Ah ja, natürlich, das war es — so ging es nicht weiter. Es war ja unmöglich, was er dachte und wollte — gut, daß er noch in Wien zu tun hatte, inzwischen konnte der verwegene Plan, der blühhaft durch ihr Hirn gesprungen war, zur Reife gelangen. Wenn Vater und Mutter sich wieder zusammensanden, kam alles in die rechte Ordnung — da sah sie mit den geliebten Menschen auf dem Erlenhof und konnte vergessen lernen — und Sixtus, ganz gewiß, mit dem Totstießer würde er sich noch Zeit lassen, das hatte er nicht so eilig. Und bei diesem beruhigenden Gedanken flog ein Lächeln über ihr heißes Gesicht, und sie drehte sich zum zehntenmal auf die andere Seite und gedachte nun ernsthaft zu schlafen nach den erregenden Abendstunden.

Auch Luz Döhler lächelte, als er im Bett lag. Er wollte durchaus den Vorschlag seiner Jutta Grittie noch einmal zur Trauung zu führen, von der heiteren Seite auffassen. Aber dabei war es merkwürdig, daß in die muntere Laune sich auch Erwägendes mischte. Wie war Jutta so unerwartet, wie aus der Pistole geschossen, auf den Gedanken seiner Wiederverheiratung verfallen? Aus gutem Herzen natürlich — und zugleich aus einem gewissen praktischen Antrieb, wie er sich aus seiner Erklärung, auf Schweizer Boden sein otium cum dignitate zu suchen, folgerichtig ergeben hatte. Folgerichtig — da wider ließ sich nichts sagen. Seine Absicht, den Dienst zu quittieren, stand fest. Die neue Regierungskoalition in Berlin holte sich neue Männer auch für den Außendienst heran, die Parteisüppchen standen wieder auf dem Tische, und man wußte schon, wer geladen war, nach den Vöfßeln zu greifen. Im Grunde genommen hatte das Döhler erwartet; an Fingerzeigen aus der Wilhelmstraße, daß sein Posten anderweitig besetzt werden sollte, hatte es in der letzten Zeit nicht geseht. Und da war er rebellisch geworden, es hatte einen kleinen Krach in diplomatischer Höflichkeit gegeben, und nun hatte er genug von den Nörgereien, deren Endergebnis nur ein Hinauskomplimentieren sein konnte. Dem griff er vor, sein Abschiedsgesuch lag schon vor in Berlin. Was kommen würde, war vorauszu sehen. Lebhaftes Bedauern, die dringende Bitte, dem Staat seine wertvolle Kraft zu erhalten — und wenn ihm das Klima in Port Said

magst zusage, mein Gott, die Erde sei groß, und überall habe Deutschland wieder festen Fuß fassen können, sieben neue Konsulate sollten noch gegründet werden. Aber wo — aber wo? Am Ende der Welt — nein, meine Herren, so haben wir nicht gewettet — ich danke ergebenst, adio, ich trete lieber ab . . .

Luz Döhler lächelte jetzt nicht mehr. Jutta hatte den richtigen Hafen zum Einhalten gefunden. Das hatte sie in ihrem gesunden Mädcheninstinkt — und als seine Tochter — und als Gritties Kind. Es traf alles zusammen. Ihr Plan war nicht übel. Bürgli und Caylus waren mit ihren tönenden Worten von der Szene verschwunden, rechts ab in die Kulisse, aber er, Luz Döhler, stand noch im Vordergrund, um in das Spiel einzugreifen. War es nur ein fröhliches Spiel? Jutta sah es jedenfalls anders an, ihr war es Ernst. Es galt die Mutter zu retten und das Erbe zu hüten. In ihrer gar nicht verkünstelten Mädchenseele regte sich eine ursprüngliche weibliche Naturkraft, die einer innigen, geradeaus und zweckmäßig wirkenden Hilfsbereitschaft, die über die „mancherlei Divergenzen des gemeinsamen Lebens“ hinwegführen sollte. So hatte sie sich ausgedrückt. Aber wo lagen bei ihr diese „Divergenzen“? Schließlich war ihr junges Leben doch einen ungestörten Weg gegangen, keinen Augenblick hatte die Scheidung der Eltern ihr Gemüt verdüstern können, frei und unbesungen hatte sie allzeit zwischen Vater und Mutter gestanden. Erst die erbrechtliche Bestimmung des alten Erlau, die sich bei juristischen Winkelzügen ohne Rücksicht auf das Moralgesetz sicher durchführen ließ, erst die Sorge um ihre Mutter hatte sie verwirrt und ängstlich gemacht. Mein Gott, auch das war verständlich — und ebenso verständlich die Lösung, die sie sich wünschte, die allereinfachste für ihr eigenes Herz . . .

Wahrhaftig die einfachste. Seine Wiederverheiratung mit Grittie brachte die dumme Geschichte sofort in Ordnung. Es war der Weg geradeaus, den auch der Alte vom Erlenhof nicht verbauen konnte. Was er nebenbei noch verlangte, die schweizerische Naturalisation und die Anfügung des Namen Erlau, waren keine erheblichen Streitpunkte. Außerlichkeiten, über die hinwegkommen ließ. Letzte Frage: Grittie selbst. Da erinnerte sich Döhler wieder kleiner Einzelheiten bei der sonderbaren Teekonferenz in Interlaken. Bürgli und Caylus hatten gesprochen, sehr schön, klingend, mit der Schlagkraft des Herzens, nur er hatte geschwiegen. Und Grittie hatte gefragt: „Warum bist du so still, Luz?“ — vielleicht wirklich so gefragt, vielleicht lediglich auch mit einem stummen Blick — Döhler entsann sich nur noch seiner sanft absehnenden Antwort. Er überließ in kaum zu unterdrückender Ironie den beiden Rivalen die Vorhand bei dem „Unternehmen“.

So war's gewesen. Aber damals bereits war es seine innerste Überzeugung: wenn er den Männerkampf mit Bürgli und Caylus aufgenommen hätte — er wäre Sieger geblieben. Schon deshalb, weil er der Vater Juttas war — und deshalb schon, weil in der ewigen Musik des Weiberherzens die erste Liebe weiterklingt, die Grundmelodie, unveränderlich auch in dem „doppio movimento“, dem Geschwindmarsch Gritties im Leben und in der Liebe . . .

Und unwillkürlich kehrte bei diesem musikalischen Vergleich ein Lächeln zurück auf dem Gesicht Döhlers. Er drehte das Licht auf seinem Nachttisch aus, warf sich auf die andere Seite und gedachte nun ernsthaft zu schlafen nach der unnötig erregenden Gedankenarbeit. —

„Hast du eine gute Nacht gehabt, Papa?“ fragte Jutta am nächsten Morgen beim gemeinsamen Frühstück. „Kann ich nicht gerade behaupten“, erwiderte ihr Vater.

„Denk doch nicht immer an die Wilhelmstraße, du bist ja doch schon so gut wie frei!“

„Ganz richtig, die Wilhelmstraße hat mich auch nicht weiter beunruhigt. Aber im Verfolg deiner Rederei gestern abend hat mir geträumt, ich wäre schon wieder richtiggehend mit deiner Mutter verheiratet.“

Darüber freute sich Jutta. „Wie war's denn?“ fragte sie.

„Schauderhaft! Wir haben uns ununterbrochen ge-
kankt. Auch Bürgli kam plötzlich dazwischen und pochte
auf sein Anrecht, die Küche zu melken, und Caylus wollte
sich ein Atelier am Herrenhause anbauen. Dein Groß-
vater schimpfte bloß immer, wie ich nie einen Menschen
schimpfen gehört habe, und schließlich wollte Grittie nach
Jamaika reisen — wie sie auf Jamaika gekommen ist,
weiß ich nicht. Jedenfalls war es eine fürchterliche Ehe
— im Traum.“

„Das ist eine außerordentlich günstige Vorbedeu-
tung, Papa“, erklärte Jutta. „In jedem Traumbuch
kannst du nachlesen, das immer das Gegenteil von dem
eintrifft, was man geträumt hat. Du wirst also noch
einmal sehr glücklich werden — und ich mit dir.“

„Ich gönne dir jedes Glück, und mir auch, nur bitte,
sprich nicht davon! Ich habe dir gestern schon gesagt,
daß ich keine Lust habe, mich vor deiner Mutter lächerlich
zu machen.“

„Das habe ich auch nie verlangt, Papa. Aber es
wäre ja durchaus nicht unmöglich, daß Mutter eines
Tages um dich anhalten könnte. Würdest du das auch
lächerlich finden?“

„Das käme darauf an. Viebes Kind, hat sie denn
unter dem Druck der Verhältnisse nicht schon einmal um
ihre geschiedenen Männer geworben? Damals, in ihrer
Villa in Interlaken, lag Tragik in der Luft. Aber ein
Gegengefühl arbeitete in mir, ein spöttisches Empfinden.
Es ergab sich unwillkürlich aus der Situation. Sie
merkte das auch. Nun mag man sie beurteilen, wie man
will — sie denkt viel zu stolz, um sich nach meiner Ab-
weisung noch einmal an mich zu wenden.“

Jutta neigte den Kopf und antwortete nicht. Aber
sie wußte nun, daß sich der Vater doch noch in seinen Ge-
danken mit ihrem Plan beschäftigt hatte — und den
wollte sie weiterverfolgen. Mitte Januar traf sie mit
der Mutter zusammen, und die paar Wochen im Hochge-
birge boten ihr genügend Zeit, sie für ihre Zwecke zu be-
arbeiten. Ziesficher zu „bearbeiten“, das nahm sie sich
vor, ohne Umschweife, in dem Bewußtsein, daß nur auf
diesem Wege „alles für alle“ wieder auf gesunde Grund-
lage gestellt werden könne. Es war freilich eins dabei
zu bedenken: das Zusammenleben mit dem Großvater
unter demselben Dache. Aber da konnte wieder der
Vater vermittelnd einwirken, unter den neu geschaffenen
Verhältnissen war sowieso ein Ausgleich der alten
Grundzüge zu erhoffen. Man mußte nur erst wissen,
was man wollte — allesamt mußten mit ruhiger Ent-
schlossenheit sich einfügen und in der Bejahung ihres
Lebens eine vernünftige Erfüllung sehen.

Auf irgendwelche Intrigen war Jutta nicht einge-
stellt, sie folgte nur einem schneidigen Instinkt, der ihr
den festen Glauben an ihre Sache sicherte. Sahen die
Eltern erst auf dem Erlenhof, so war es selbstverständ-
lich, daß sie ihnen dorthin folgte. Zürich und die Kunst-
gewerbeschule mußten aufgegeben werden. Der Augen-
blick half ihr darüber hinweg. Die Zeitungen sprachen
sich im allgemeinen wenig freundlich über die Versamm-
lung aus, bemängelten auch die sorglos und zu hastig
vorbereitete Ausstellung, die Schuldirektion legte ein
Veto gegen die öffentlichen Vorträge ein, bei denen man
die Sachlichkeit vermischte. Willi Ronge stürzte aufgeregt
zu ihr und wollte sie in sich überjagenden Worten zu
einem geharnischten Protest bereden, fiel ihr plötzlich mit
erschreckendem Kraftaufwand zu Füßen und blubberte
eine hitzige Liebeserklärung hervor, verbunden mit ein-
gestreuten Projekten, der Errichtung eigener Ateliers,
einer Privatschule, eines undeutlichen Seminars, einer
gemeinsamen Kultstätte für und gegen irgend etwas —
Jutta hielt sich schließlich die Ohren zu, hob ihn mütter-
lich auf, sagte, er sei ein guter Junge, aber total un-
brauchbar für die Welt, und schob ihn ab. Aufgeben
wollte sie ihre alten Liebhabereien natürlich nicht. Sie
dachte noch immer daran, sich auf dem Erlenhof eine
Werkstatt zu errichten — aber das würde sich finden, es
hatte noch Zeit, bis „alles für alle“ in die rechte Ord-
nung gekommen war. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Schicksalsklang.

Historische Skizze von Hans-Eberhard v. Besser.

Die schöne Giovanni tanzte!

Kunz von Redlich starrte auf die erleuchtete Bühne. Umrauscht von den Klängen der Geigen und Fiedeln, umflirt von Licht, tanzte die Giovanni, die Prima ballerina. Ein lockend süßes Lächeln umschwebte den kleinen, roten Mund. Selbst dieses Lächeln war leicht, schwebend, wie alles an ihr nur düstlich, weich schmiegsame Bewegung, jubelnder Rhythmus war.

Und der junge Student Kunz von Redlich stand benommen im Hintergrund derloge, tastete wie abwesend über die goldenen Knöpfe seines Salarockes, griff nach dem zierlichen Kavalierebegen, fuhr sich mit der schmalen Hand langsam über die Stirn und rührte dabei an die kunstvolle Ohrklotz, von der sich ein Puderstaubchen löste.

Die Musik spielte, die Balletteuse, umrauscht von Spitzen und hauchdünnen Schleiern, tanzte, tanzte, tanzte!

Der Siebzehnjährige schloß die Augen, eine bittere Falte zeichnete die klare, reine Stirn. Die Giovanni hatte ihn haltlos gemacht, entzweit. Schulden über Schulden, das Studium verbummelt — das war das Ende. Die Giovanni, von der ganz Leipzig sprach, an deren Seite er sich mit herzlopfender Seligkeit zeigen geburft, sie hatte ihn zu Grunde gerichtet.

Redlich riß die Augen auf. Er trank das lodende, lichtumflossene Bild in sich hinein. Sie liebte ihn. Es konnte nicht sein, daß er nur Spielzeug für sie war. Nein, es konnte nicht sein! Er gehörte ihr, sein Leben würde er für sie hingeben, für dieses süße, zarte Lächeln. Was für ein Glück war es, ihre Liebe zu besitzen!

Beifall brauste durch das Haus. Die Tänzerin huschte in die Kulissen.

Redlich verließ dieloge und ging den ihm wohlbekannten Weg zur Garderobe der Künstlerin. Flüchtig betrachtete er sich in einem hohen Spiegel. Er konnte zufrieden sein. Dann riß er mit leidenschaftlicher Hast die Tür zur Garderobe auf. Die Giovanni hockte auf ihrem Ruhebett, die Hände um die schmalen Knie verschlungen. Die Erregung der letzten Minuten klang noch in ihr nach. Ihre Augen leuchteten.

„Wir müssen fliehen, wir müssen fort. Wenn Ihr mich liebt, kommt mit mir!“

Die Tänzerin sah erstaunt und topfschüttelnd auf.

Redlich griff nach ihren Händen. Er sah ihr heiß in die flimmernden Augen. „Ich habe Schulden gemacht, seit Monaten, Euretwegen. Doch ich bereue es nicht. Wir müssen fort, irgendwohin. Mein Vater wird für mich eintreten, einen anderen Ausweg gibt es nicht.“

Die Giovanni zuckte die Achseln.

„Ihr liebt mich doch, ich weiß es — oder —“ Der Student trat weiß im Gesicht zurück.

„Was Ihr mit Eurem Vater auszumachen habt, geht mich nichts an, lieber Freund.“ Die Giovanni lächelte und pffte vor sich hin.

Da stieg in des jungen Mannes Seele kalt und klar die Erkenntnis empor, die Giovanni hatte doch nur gespielt! —

Kunz von Redlich stand auf der Straße, die Schläfen hämmerten, er versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Nur eins konnte es geben, dem Vater alles gestehen, seine Verzeihung erbitten und — und die Giovanni vergessen.

Des Herbstes große Traurigkeit überspannte das tahlle Land. Die Extrapost rollte und holperte dahin. Redlich fuhr gen Schlesien. Durch eine klare Nacht ging es wieder durch einen bunt schimmernden Herbsttag, dann traten langsam die Türme des Redlichschen Schlosses aus der verlorenen Ferne heraus. Groß und ernst stand der Vater auf der Freitreppe, und Kunz von Redlich legte seine schmale, knabenhafte Hand in die breite Rechte des Vaters. Und plötzlich erkannte er, daß der Vater seine Handlungsweise nicht begreifen konnte. Stunde auf Stunde rang er mit sich. Er schlüpfte durch die Räume des Hauses. Er wagte Andeutungen, die nutzlos verpufften. Er sah dem Vater beim flackernden Kaminfeuer gegenüber und brachte kein Wort hervor. Der Sturm umtobte das Haus, und dem jungen Manne war, als tanzte im Scheine der prasselnden Scheite die zarte, süße Giovanni.

Da sagte Kunz mit unsicherer Stimme dem Vater Gute Nacht. Er ging auf sein Zimmer. Im Alleinsein dieser Stunde sah er alle Wege versperrt, sah er sich verloren. Leise trat er auf den Flur. Die Gewehrläufe des Waffenschrankes blühten. Mit kalter Hand nahm er eine Büchse heraus.

Bewegungslos stand er. Der Sturm jagte, und das Haus erbebt unter seiner Wucht. Dann stieg Kunz vorsichtig die Treppe hinunter.

Der Schlossherr sah indessen, in ein Buch vertieft, am Kamin. Das Toben der Herbstnacht berührte ihn nicht.

Pföhllich dröhnte ein tiefer, schwingender Laut durch das Haus. Der Mann fuhr empor, tastend im Gesicht. Das Buch polterte zur Erde.

Redlich griff sich an den Kopf. Ein dumpfer, Gongschlag war durchs Haus gehallt, ein Gongschloß!

Die alten Schriften der Familiengeschichte behaupteten, der Schloßgeist, das graue Männlein, schlage den Gong, wenn ein Redlich in Lebensgefahr schwebte. So war es damals gewesen, als der Gaul in den Hof jagte und dem Reiter die Stirn zerschellt wurde, damals, als man seinen Urgroßvater im Walde gefunden, das Gewehr in der erkalteten Faust.

Der alte Mann strich sich über die Stirn. Er schaute sich verwirrt um. Da schloß sähe Rote in sein Gesicht. Die Gestalt seines Sohnes stand vor ihm, er sah seine Augen — verzweifelt, bittend, müde und bitter, den innersten Seelenkampf widerspiegelnd.

Mit einem Satz war der Schlossherr auf der Treppe. Er drang in das Zimmer des Sohnes. Es war leer. Der Waffenschrank stand halb offen. Redlich rang nach Atem. Dann stürzte er mit leuchtender Brust die Treppe hinab.

Er donnerte gegen die Stalltür. Die Reitknechte eilten herbei. „Die Tarantella — raus, vorwärts!“

Wenige Augenblicke später galoppierte Redlich in die Nacht hinein. Er spürte nicht die Kraft der Sturmnacht. Er jagte vorwärts, dem Walde zu — und im tiefsten Herzen betete er: „Rasse mich ihn finden!“

Da schimmerte ein Gewehrlauf. Der Umriß einer Gestalt tauchte auf, Redlich trieb dem Gaul die Sporen in den Leib, er jette über einen Graben, und dann hatte er den Arm des Sohnes eifern fest in der Hand.

„Junge!“ sagte er. „Junge!“ —

Als der Diener des Hauses am nächsten Morgen durch die Diele kam, sah er, daß der Nachsturm das Fenster aufgedrückt und die Quaste der Gardine gegen den Gong geschleudert hatte. Er löste die Quaste, die sich versangen hatte, und trat dann in das Herrenzimmer. Die Kerzen waren niedergebrannt, die Hertev mußten lange, lange zusammen gefesselt haben.

Eine Kiste Äpfel.

Von Wolfgang Wetterstein.

Die Post brachte heute eine schlichte Karte, auf der mir ein Bauer aus dem Flachland in ungesenkten Zügen mitteilt, daß er nunmehr die versprochenen Äpfel abgesandt habe.

Äpfel . . . wie so?

Ja, nun entsinne ich mich.

Ich wohnte während einiger Herbstwochen auf einem ganz verlorenen Bauerngütchen in der Ebene. Es waren sonnenhelle Tage. Unendlich dehnte sich der blaßblaue Himmel über diesem merkwürdigen Lande, in dem kein noch so winziges Berglein zu sehen war und auf dessen schnurgeraden Verkehrsstraßen Menschen und Fahrzeuge mühselos vorantamen. — Gleich hinter dem Hause befand sich der Obstgarten. Das Fenster meines Zimmers schaute darauf hinaus. Auf dem grünen Rasen standen Birnen-, Apfel- und Pflaumenbäume, gebeugt unter der Last herbstlicher Früchte, deren Saft mundete wie Wein. Es war ein ganz besonderes Obstjahr. Die Apfelbäume, die voll leuchtend roter Kugeln hingen, hatten mirs angetan. Sie sind Verwandlungskünstler feuriger Sonnenenergien, und ihre Früchte ähneln am meisten rotwangigen Kindern, die nichts kennen als ein glückseliges Freiluftleben. Ich fühlte mich wohl in ihrer Gesellschaft.

Nachts, wenn ich einmal wach lag, hörte ich wohl den dumpfen Aufprall einer reifen Frucht, die ins Gras fiel. Das erinnerte mich daran, wie doch in meinen Bergwäldern die Fichtenzapfen einen ähnlichen Laut verursachen, wenn sie von großer Höhe herab auf den Waldboden fallen. Und gleich gedachte ich jener hochgelegenen Alpendörfer, wo geschnitzte Brunnlein stehen mit steinernen Trögen, aus denen das Vieh bedächtig säuft. Und der einsamen Matten mußte ich gedenken und der wilden Wände, des Spieles der klingenden Äste in den Hochwäldern, wo eben jene braunen Fichtenzapfen zu Tausenden auf dem weichen Moose liegen. So wurde langsam jener schlimme Zustand daraus, den man als Bergpeinweh kennt und an dem wahrhaftig schon manch besserer Mann gelitten hat. Doch wenn die Geduld übermächtig werden wollte, sagte ich mir, daß es bei mir zu Hause wohl Fichtenzapfen gebe, aber wenig Äpfel, die zudem sündhaft teuer seien, wenn man sie kaufen wolle, und daß ich hier im Flachlande doch in einem wahren Apfelparadies lebe und zufrieden sein könne. Das half ein wenig.

Und dann beteiligte ich mich eifrig am Sammeln und Abnehmen des Obstes, am Fortschaffen und Ordnen für den Verkauf, für den Verbrauch im Haushalt und für das Aufbewahren zur winterlichen Nachreise. Das half noch mehr, denn es ist eine nützliche und Frohsinn fördernde Arbeit. Und dennoch äußerte ich einmal den nutzlosen, weil unfruchtbaren Gedanken, daß es wunderbar sein müsse,

wenn die Wissenschaft es dahin bringen könne, die Fichtenbäume zu veranlassen, Äpfel zu tragen.

„Na, warten Sie“, sagte der Hausvater unter listigem Augenzwinkern, „ich schide Ihnen schon mal so eine Kiste — Fichtenäpfel.“

Dies alles hatte ich längst vergessen. Und nun kommen die Äpfel tatsächlich! Es ist eine reizende Überraschung, aber sie erfüllt mich mit störender Unruhe, denn ich habe an gewaltigen Dingen zu schaffen. Ein weit ausstrahlendes Thema von höchster Bedeutung! Wenn nur die anrollenden Äpfel nicht wären! Väterlich, sich von einer Kiste Äpfel aus dem Konzept bringen zu lassen. Aber sie tuns doch einmal. Wie soll ich das ändern?

Und heute am Sonntage, gerade als ich bereits den halben Herbst buntfarbig genug auf dem Papier stehen habe, kommt Sepp Oberwieser mit seinem Ochsenspann wild fluchend den Berg hinaufgewettert. Er bringt eine riesenhafte Kiste, ein Monstrum von einer Kiste. Eilfracht.

Es ist ganz ausgeschlossen, diese Kiste ins Häuschen zu bringen, sie muß im Garten stehen bleiben. Dort mache ich mich mit viel Werkzeug an die Arbeit. Die Kiste ist verriegelt, als ob sie um die Welt reisen solle, und jeder der riesenhafte Nägel sitzt im Holz wie der Zahn im Gebiß eines Dinosauriers. Endlich kann der Deckel abgehoben werden.

Äpfel, Äpfel, Äpfel, Schicht um Schicht gelagert, jeder einzelne in Papier gewickelt und das Ganze in Häcksel gebettet. Welche Sorgfalt hat doch der alte Bauer an sein Geschenk gewendet! Es ist eine Kulturtat, dazu berufen, den wankenden Glauben an die Gutartigkeit der menschlichen Rasse zu stützen.

Aber wo soll ich nur so viele Äpfel unterbringen? In meinem winzigen Häuschen, das nur wenige Räume hält und weder Keller noch Dachboden besitzt, ist mit so viel Äpfelbesuch nicht gerechnet worden. Erst mal auspäken. Seder Äpfel ist ein Jubelschrei von rotbärdiger Frische, und bald sind alle Körbe, alle Eimer und alle Gefäße mit den lachenden Früchten angefüllt. Wohin nun damit?

Schließlich findet sich Rat.

Das Sims in der „Bauernstube“, das rund um die Wände läuft, jedes Möbelstück, jede Fläche, die irgendwie zweckdienlich scheint, das ganze Billputzhäuschen wird mit Äpfel garniert, vollgestopft und belastet. Hier und da ist es ein wenig störend, aber das macht nichts, denn es steht trotzdem entzückend aus. Wie Korallenschnüre ziehen sich die roten Äpfelreihen an den Wandgesimsen entlang, überall lagern ihre friedlichen Trüppchen. Sie durchduften das ganze Häuschen und ich atme ihr festliches Aroma voller Behagen ein. Denn nun wird es monatelang frische Äpfel geben, gebratene Äpfel, Apfelsmus, Apfelspeisen — und was weiß ich. Möge der Wagen zusehen, wie er das aushält. Die Hauptsache bleibt, daß die Äpfel nicht versauen. Deswegen sind sie ja auch so sorgsam ausgebreitet worden.

Mit Not und Mühe finde ich an meinem Schreibtisch noch ein Eckchen, um dem prächtigen alten Landmann einen ausführlichen Dankesbrief schreiben zu können.

Wenn die Frösche schreien im Kesselsee . . .

Von Karl Nils Nicolaus.

Das Rohr klirrt wie damals. Der Abendwind kommt von den Feldern her in die kleine Stadt, die meine Heimat ist. Die Häuser spiegeln sich in der Tiefe des Kesselsees wie damals, und die Frösche schreien.

Das war einst die schönste Stunde des Tages. Denn Abends, wenn die Frösche zu schreien begannen, schlich ich mich fort. Dann machte sich auch Annemarie aus dem Haus auf der anderen Seite des kleinen Sees auf den Weg nach den zwei Pappeln. Das war ein Hügel im Land. Von dort gingen wir durch die Felder und waren bang in der Verwirrung der Jugend. Wir sagten nicht viel, weil das Echo des frühen Abends unsere Worte weitertrug und wir nicht wollten, daß irgendjemand Anteil hatte an unserem Geheimnis. Nicht einmal der Wind!

Von allen Abenden, durch die man mit Frauen schritt, waren in meiner Erinnerung mir diese immer am nächsten. Ganz durchsichtig war damals das dämmerige Land. Es war das erste Mal, daß man als junger Mensch vermochte, durch die Dinge hindurchzusehen. Alles was später begann, war nur ein Teil jener Wanderung, die damals anfang.

Dann weiß ich auch dies noch: eines Abends war Annemarie nicht bei den Pappeln. Am nächsten Abend auch nicht. Dann schrieb sie, daß sie mich nie mehr sehen könnte. Bald wußte ich, daß sie zu einem Referendar übergegangen war, der in dem Amtsgericht der kleinen Stadt arbeitete.

Ich belauerte sie. Annemarie ging mit dem Mann, der zehn Jahre älter war als ich, genau so durch die Felder wie mit mir. Sie trafen sich, wenn die Frösche zu schreien begannen. Sie gingen an den zwei Pappeln vorbei. Ich aber lag in den Furchen des Ackers und wionierte.

Als es dunkler wurde, mußte Annemarie heim. Der junge Mann trottelte dann allein das letzte Stück des Weges bis zurück in die kleine Stadt. Ich aber las Steine auf und warf sie nach ihm vom dunklen Acker her. Ich weiß nicht, ob ich traf. Ich weiß nur, daß ein großer Haß in mir war.

Dann trug eines Tages der Referendar, als ich ihn am Abend vorher wieder beworfen hatte, einen Verband am Kopf. Vielleicht hatte ich ihn getroffen. Es reute mich nicht. Aber ich sah, daß diesmal Annemarie ihn streichelte. Von da an hob ich keinen Stein mehr auf. Von da an schlich ich auch nie mehr durch das Feld. Denn damals war uns noch jede Färllichkeit fremd. Und wir wagten kein Streichen, wo doch der Abend und das ganze Land so durchsichtig sind.

Jetzt habe ich die Annemarie wiedergesehen in der Heimat. Sie hat den Referendar geheiratet. Die ist sie geworden und bequem.

Nur die zwei Pappeln ragen auf dem Hügel vor der Stadt noch genau so ins Abendrot wie einst. Der Wind geht über den Kesselsee und singt im Schilf.

Annemarie und ich gingen hinaus vor die Stadt. Unheimlich fremd waren wir uns. Die Frösche im See schrien mehr als je. Ich war ihnen dankbar. Denn ich wußte nicht, was ich sagen sollte zu der Frau, die neben mir ging.

So stand weiter nichts im Abend als die große Fremde und das Geschrei der Frösche im See.

Ich sah hinweg über die kleine Stadt und über die Zeit, die dazwischen vergangen ist.

An den zwei Pappeln aber gab ich Annemarie die Hand und ließ sie in der Dämmerung stehen und lief allein fort über den Acker.

Mir war, als müßte ich wieder der sein, der mit Steinen wirft.

Lange wanderte ich über das Land. Als ich heimkehrte, sah ich Liebespaare durch die Äcker gehen.

Die Frösche schrien in der Ferne.

Alle Straßen aber leuchteten hell und verloren sich in einer weiten, strahlenden Unendlichkeit.

Und ich hätte allen Liebespaaren sagen mögen: „Ihr müßt die Straßen bis ans Ende gehen!“

Der Mond hing über dem fernen Wald. Und der Wind beugte die Pappeln, und ich sog ihn ein, und er löschte die alten, verbliebenen Gefühle aus.

Fünf Antworten.

Zusammengestellt von Rolf Schott.

Ein Präfekt rief Napoleon zu: „Gott schuf Bonaparte und ruhte von seinem Werk.“ „Hätte er lieber etwas früher geruht!“ bemerkte jemand flüsternd. (Bourienne.)

Als ein Besucher der etruskischen Gräber in Orvieto hörte, daß die etruskische Schrift immer noch nicht entziffert sei, erwiderte er: „Jetzt, da Mussolini Herr ist, wird man sie entziffern!“ (Sarfatti.)

Als Fontenelle im Sterben lag: „Wie gehts?“ „Es geht überhaupt nicht mehr.“ antwortete er, „ich gehe.“ (Chamfort.)

Eine Dame zeigte sich untröstlich über das Versäumnis einer Sonnenfinsternis, wurde aber von ihrer Freundin, wie folgt, besänftigt: „Beruhige dich, Kind, ich stehe gut mit Herrn von C., er muß die ganze Geschichte wiederholen lassen.“ (Wei.)

Der betagte Max Liebermann tadelte temperamentvoll die allerjüngste Kunst. Es wurde ihm eingewendet, dieser Kunst der Zungen sei denn doch ein großes und edles Bollen zuzubilligen. Liebermann entgegnete: „Wissenle, lieber P., Kunst kommt von Können. Wenn sie vom Wollen käme, müßte sie Wulst heißen!“